



Leseprobe

Maria Barbal

Die Zeit, die vor uns liegt
Roman - von der Autorin
des Weltbestsellers „Wie ein
Stein im Geröll“

»Eine intime und berührende Geschichte über den Mut, Entscheidungen zu treffen, und die Hoffnung auf Veränderung.«
Florentina Czerny, Passauer Neue Presse

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 192

Erscheinungstermin: 31. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die große Erzählerin und Weltbestsellerautorin von »Wie ein Stein im Geröll« schreibt in ihrem preisgekrönten neuen Roman über verspätetes Glück und die Schönheit des Augenblicks – facettenreich und bildgewaltig.

Elena und Armand begegnen sich bei einem Yogakurs in Barcelona. Sie kennen sich kaum und sind doch bald einander größter Halt. Zusammen verschwindet auf einmal die Distanz, die sie zwischen sich und der Welt empfinden. Zusammen fühlen sie sich schwerelos. Und trotzdem dauert es nicht lang, bis die lauten und leisen Katastrophen der vergangenen Jahrzehnte in ihre Beziehung einbrechen. Die Zweifel und Widerstände. Da ist der Ehemann, über den Elena schweigt. Der Sohn, von dem sich Armand entfremdet hat. Werden Elena und Armand sich die Freiheit nehmen, das Glück in seiner ganzen Fülle auszukosten?



Autor

Maria Barbal

Maria Barbal ist eine der einflussreichsten und erfolgreichsten Stimmen der katalanischen Literaturszene. Geboren 1949 in den Pyrenäen, lebt und schreibt die mehrfach preisgekrönte Autorin heute in Barcelona. Ihr Debüt »Wie ein Stein im Geröll«, in 16 Sprachen übersetzt, gilt als moderner Klassiker. Auch ihr jüngster Roman »Die Zeit, die vor uns liegt« begeisterte Leser:innen und Presse.

MARIA BARBAL
Die Zeit, die vor uns liegt

MARIA
BARBAL

Die Zeit,
die vor uns liegt

ROMAN

Aus dem Katalanischen
von Heike Nottebaum

DIANA

*Meinen Freundinnen und
meinen Freunden*

I

ARMAND

Immer fehlt uns etwas, und als Elena in mein Leben trat, fehlte es mir an fast allem. Ich lebte einfach vor mich hin.

Es war einer dieser launischen Frühlingstage gegen Ende März, an denen es kühl ist in Barcelona und windig, aber dann, gegen Mittag, dringt die Hitze in die unvorbereiteten Körper, und man muss zusehen, sich möglichst schnell aller überflüssigen Kleidungsstücke zu entledigen. Für gewöhnlich trage ich kein Sakko, denn ich gehöre zu den Menschen, die lieber etwas Bequemes anziehen, zumal sich Remei ihre Zeit zuletzt mit dem Stricken von Jacken vertrieben hatte. Vier Stück habe ich insgesamt, in verschiedenen Farben. Sie ist nicht an Krebs gestorben. Nein, es war keine lange Krankheit. Eines Nachmittags, sie hatte gerade mit der Arbeit an der fünften Strickjacke begonnen und gemeint, dass mir ja noch eine in Grün fehlen

würde, hörte ich sie auf einmal sagen, der Schädel tut mir weh, genau so hat sie es gesagt, und dabei wie ein kleines Kind ihre Hand an die Stirn gelegt. Die Nadeln, mit denen sie bereits ein paar Reihen gestrickt hatte, waren ihr in den Schoß gegliitten und, verwirrt und fassungslos, lief ich zum Telefon, um den Rettungsdienst zu alarmieren. Zum ersten Mal sah ich jemanden sterben, und es war ausgerechnet Remei, die Frau, in die ich mich vor viel zu langer Zeit verliebt hatte.

Um von meiner ersten Begegnung mit Elena zu erzählen, habe ich angefangen, über den Frühling zu schreiben und bin letztlich bei Remei gestrandet. Das war nicht meine Absicht. Ganz bestimmt nicht. Also beginne ich am besten noch einmal von vorn.

Wegen meiner Rückenschmerzen und weil ich auch über Schlafstörungen klagte, hatte mir mein Arzt empfohlen, es doch einmal mit Yoga zu versuchen. Also meldete ich mich für einen Anfängerkurs im Bürgerzentrum Cotxeres an, das im Stadtviertel von Sants liegt, in dem ich wohne. Als ich zum ersten Mal den Übungsraum betrat, stellte ich fest, dass ich unter einem guten Dutzend Frauen der einzige Mann war. Das gefiel mir zwar nicht unbedingt, aber in meinem Alter machte mir eine Situation,

die vor einigen Jahren noch für Unbehagen gesorgt hätte, so gut wie nichts mehr aus, und mit der Zeit fühlte ich mich sogar recht wohl dabei.

Als mich Elena eines Morgens fragte, ob ich eine Tochter hätte, die auf die Estrella-Schule gegangen sei, so wie ihr Sohn, als er klein war, erinnerte ich mich kaum noch daran, dass ich vor langer Zeit einmal Vater gewesen war. Ich möchte allerdings klarstellen, dass mein Sohn am Leben ist, nur waren wir uns seit Remeis Beerdigung nicht mehr begegnet. Elena meinte, sich an ein Mädchen namens *Sílvia* zu erinnern, mit dem ihr Sohn Marc sich gut verstanden habe, aber sie sei jünger gewesen, ein oder zwei Klassen unter ihm. Ich erkannte, dass sie mich für den Vater dieser kleinen *Sílvia* hielt. Angeblich hätten wir mit unseren Kindern und anderen Müttern und Vätern einmal einen Ausflug in den Zoo gemacht. Während sie mir all das erzählte, sah ich in ein Gesicht voller Licht und in wunderschöne Augen, die es aber vermieden, mich direkt anzuschauen.

Für gewöhnlich lüge ich nicht, doch eine innere Stimme flüsterte mir zu, wenn ich ihr jetzt sage, ich sei nicht der Vater einer *Sílvia*, dann wäre alles vorbei, bevor es überhaupt angefangen hat. Später wurde mir allerdings bewusst, dass ich mich dadurch in eine Sackgasse manövriert hatte. Doch

wie ich eingangs schon gesagt habe, es fehlte mir an fast allem. Ich denke, in gewisser Hinsicht kam mir die Lüge sogar zugute, denn wäre ich Elena nicht irgendwie bekannt vorgekommen, allein von meinem Äußeren, da mache ich mir nichts vor, hätte sie sich wohl kaum angezogen gefühlt. Um ehrlich zu sein, mir war Elena von Anfang an aufgefallen. Sie gehörte nicht zu den älteren Frauen der Gruppe, und ich fand ihre leicht rundlichen Formen sehr attraktiv. Auf eine ganz natürliche Weise sah sie um einiges jünger aus, als sie es in Wirklichkeit war.

Nach Kursende folgte ich ihr mit einigem Abstand und ohne bestimmte Absicht. Vielleicht hegte ich aber die Hoffnung, das Schicksal würde mir gnädig sein und mir eine weitere Begegnung mit ihr schenken. Nachdem sie eine Frau aus der Gruppe ein Stück begleitet hatte, verabschiedete sich Elena von ihr und betrat ein Café. Ich dagegen, erschrocken über diese glückliche Fügung, blieb nicht etwa stehen, sondern ging einfach auf dem Carrer Sants Richtung Plaça Espanya weiter und schaute dabei scheinbar interessiert in die Schaufenster, so als ob ich etwas suchen würde. Doch mit einem Mal fing ich an, mir eine Standpauke zu halten, ja sogar mich zu beschimpfen. Was war ich doch für ein Trottel, ich würde nie etwas haben, weil ich auch nicht einen Schritt tat, um es zu bekommen. Schließ-

lich war ich dermaßen empört über mich selbst, dass ich auf dem Absatz kehrtmachte und zurück zum Café ging. Dort saß sie, trank einen Espresso, und als ich mich ihr näherte, schien sie, völlig gedankenverloren, gerade etwas vor sich hinzumurmeln.

Schon immer habe ich mich von Frauen angezogen gefühlt, die Kaffee ohne Milch trinken. Elena zeigte sich nicht überrascht von meinem plötzlichen Auftauchen. Sie erzählte weiter von ihrem Marc, und ich erfand das Leben einer Sílvia, die fürs Erste meine Tochter bleiben sollte, bevor ich sie dann nach und nach in der Versenkung verschwinden lassen würde.

Elena sprach also weiter über ihren Sohn. Er hatte den gleichen Beruf gewählt wie sie, er war Lehrer, und er lebte allein, sie sahen sich nur selten. Was meinen Sohn anbelangt, Antoni, so lebt er seit gut zehn Jahren im Ausland, in Großbritannien. Die letzten drei Jahre in Bournemouth, eine Stadt an der Südküste von England, gegenüber der Isle of Wight, und er scheint keinerlei Absicht zu haben, wieder zurückzukommen.

– Sílvia lebt in Deutschland.

Sie musste in einem anderen Land leben, keine Ahnung, wie ich darauf kam, aber da war es auch schon ausgesprochen. Ich hatte mich ganz spontan für Deutschland entschieden, genauer gesagt für

Köln, weil ich dort schon einmal gewesen war. Als Elena mir eine weitere Frage stellte und ich nichts darauf zu sagen wusste, konnte ich unser Schweigen förmlich spüren, aber diese Stille störte mich nicht, ich empfand sie sogar als angenehm, und einen Augenblick lang war ich wie verzaubert. Elena wiederholte ihre Frage nicht, auch sie schien sich wohlfühlen, ohne etwas sagen zu müssen. Inzwischen hatte ich mir schon eine Vorstellung davon gemacht, was für ein Mensch sie war, und ich fühlte mich ein wenig benommen. Am merkwürdigsten aber war, dass sich das ganze Café abgesprochen zu haben schien, denn für einen Augenblick verstummten alle Gespräche. Ich drehte mich um, wollte sehen, ob irgendetwas Ungewöhnliches vorgefallen war, und da platzte es aus mir heraus:

– Wo du doch einen so liebenswerten Sohn hast, weshalb bist du dann so traurig?

Ein Schleier legte sich über ihre Augen. Grün sind sie, mit einem hellen Rostton. Damals war ich mir aber nicht sicher. Erst kamen sie mir nur grün vor, doch im nächsten Augenblick, als sie aufstand, schienen sie die Farbe des Herbstes anzunehmen.

Ich hatte mich mit dem Umziehen beeilt, denn ich wollte sie auf der Straße abpassen. Während der Stunde hatte es sich nicht ergeben, dass Elena und ich wieder Seite an Seite unsere Übungen machten. Ich hatte nur hinten im Raum einen Platz gefunden, aber während wir den Anweisungen lauschten, konnte ich sie immerhin anschauen. Sie strahlte Ruhe aus, und die Sonne, die an diesem Morgen durch die hohen Fenster in den Kursraum fiel, verlieh ihrem Haar den Glanz von Kastanien. Vielleicht war das ja ein gutes Omen.

Als ich nach dem Unterricht die Treppe hinunterging, gesellte sich eine der Damen zu mir – »Damen« sage ich prinzipiell zu allen Frauen, die älter sind als ich –, eine sympathische Seniorin, die anfangs mir von den positiven Auswirkungen des Yoga auf ihre Gesundheit zu erzählen. Gerade an diesem Tag hätte ich sie mir allerdings weit weg gewünscht,

